

Anna-Monika Sommer  
Frankfurt

[mone.sommer@t-online.de](mailto:mone.sommer@t-online.de)

Von meiner Familie habe ich den Auftrag, dieses Stück Familiengeschichte aufzuschreiben, in dem von der Gründung einer Schule nach dem 2. Weltkrieg die Rede sein wird. Ich erzähle fast nur nach meiner Erinnerung, was ich als Kind erlebt habe. Damals war ich – ohne je mit jemandem darüber zu sprechen – überzeugt davon, dass diese Schule in erster Linie für **mich** gegründet wurde, und verwundert stelle ich nach fast 60 Jahren fest, dass ein Stück von diesem Kinderglauben in mir überlebt hat.

Die Eltern meines Vaters waren schon 1941 von Breslau nach Osten gezogen, in das niedersächsische Dorf Osten an der Oste zwischen Stade und Cuxhaven. Dort hatte meine Großmutter Gertrude das "Alte Pfarrhaus" gemietet, ein riesiges, einstmals sicher schönes, jetzt aber ziemlich heruntergekommenes niedersächsisches Bauernhaus mit einem großen Garten.

Mein Großvater starb im Mai 1944. Im Lauf dieses Jahres nahm meine Großmutter ihre beiden Töchter im Haus auf, die ältere, deren Mann gefallen war, mit zwei kleinen Söhnen, die jüngere, deren Mann in Gefangenschaft war und deren erstes Kind im Dezember geboren wurde.

Mein Vater fiel im August 1944.

Die ersten Flüchtlinge in Osten waren dann wir: meine Mutter mit vier Kindern – ich war mit knapp neun Jahren von allen Kindern der großen Familie das älteste -, mit ihrer Mutter und deren Schwester und mit den drei Schwestern meiner Mutter deren eine zwei kleine Söhne hatte.

Uns alle hatte die Großmutter Gertrude in ihr großes Haus eingeladen, die zwölfköpfige Familie ihrer Schwiegertochter!

Wir waren am 20. Januar in Sulau (Schlesien) mit einem Pferdewagen-Treck aufgebrochen und kamen am 31. Januar 1945 mit dem Zug am Bahnhof Basbeck-Osten an.

Wir wurden im Dorf aufs freundlichste aufgenommen, nicht nur von der Familie im „Alten Pfarrhaus“, sondern auch von anderen Familien im Dorf: Meine drei Tanten wurden in anderen Häusern untergebracht.

Wir waren die ersten, wohl auch wegen der Familienbeziehungen privilegiert, aber in den folgenden Wochen kamen viele Flüchtlinge. In viele Häuser wurden Fremde „einquartiert“, Fremde die kaum das zum Leben Notwendigste bei sich hatten, mit denen alles, von der Kücheneinrichtung bis zur Bettwäsche geteilt werden musste. Was das für die gewohnten Bedürfnisse an Lebensmitteln und Lebensraum, an Ordnung und Sauberkeit bedeutet haben muss – für beide Seiten! – muss man sich vor Augen halten.

Der Krieg dauerte noch drei Monate.

Ich kam in die Schule. In der Ostener Dorfschule waren immer zwei Klassen zu einer zusammengefasst. Ich war im 3. Schuljahr.

Ich freundete mich mit ein paar Kindern an, und ich wurde daran erinnert, dass auch hier das strenge Verbot galt, mit jemandem über das zu reden, worüber zu Hause gesprochen wurde.

Ich hatte gelernt, dass es für uns alle lebenswichtig war, sich an dieses Verbot zu halten. Meine Mutter konnte sich auf mich verlassen. Ich hatte schon in den Jahren davor vieles gewusst, was man unter keinen Umständen weitersagen durfte, zum Beispiel über jüdische Freunde meiner Eltern und über Menschen, die in Gefängnissen oder Konzentrationslagern waren. Worüber jetzt geredet wurde, das war die Hoffnung, dass das Kriegsende unmittelbar bevorstand, das waren auch die Nachrichten aus den verbotenen ausländischen Sendern. Den Krieg selbst lernten wir in diesem Frühjahr nach der Flucht von einer neuen Seite kennen. Am Tage wurden wir oft von Tieffliegern bedroht, die auf Menschen in den Straßen und wohl auch durch Fenster in die Häuser geschossen haben sollen. Ich erinnere mich nicht daran, dass in Osten jemand dadurch umgekommen wäre, wohl aber an einige bedrohliche Situationen. Das eine Mal saßen wir an einem Sonntagmorgen in einem Ruderboot auf der Oste, weil die elektrisch betriebene Schwebefähre ausgefallen war. Wir konnten den Piloten in dem kleinen Flugzeug über uns erkennen, er schoss aber nicht. Einmal wurden wir darauf vorbereitet, das Dorf zu verlassen. Es hieß, die Engländer seien nur noch wenige Kilometer entfernt, und man befürchtete wohl einen Kampf in Osten. Wir sollten ins Moor gehen, hatten auf der Innenseite unserer Mäntel weiße Taschentücher mit Sicherheitsnadeln befestigt, die wir als kleine Friedensfahnen zeigen, vorerst aber gut versteckt halten sollten. Das war Ende April. Die kleine Flucht wurde abgeblasen, und das Kriegsende kam ganz anders, als wir es uns vorgestellt hatten.

Osten gehörte zu einem kleinen Gebiet zwischen Elbe und Oste, das nicht erobert wurde. An einem Tag in der Nähe des 8. Mai wurde den deutschen Soldaten, die sich westlich der Oste befanden, freigestellt, sich bis 10 Uhr abends auf unsere Seite zu retten, um der britischen Gefangenschaft zu entgehen. Die Fähre, alle in der Nähe befindlichen Schiffe und Ruderboote müssen an diesem Abend ununterbrochen im Einsatz gewesen sein. Später wurde erzählt, zwei Jungen aus Osten seien ertrunken, weil sie versucht hatten, mit ihrem Schlauchboot ein paar Soldaten herüber zu holen.

Meine Erinnerung: am Morgen war die große Diele im Alten Pfarrhaus ein Schlaflager voll gut gelaunter Männer.

Von diesem Moment an war das kleine Dorf für ein paar schöne Sommermonate gänzlich überfüllt, und es begann ein Leben voll kultureller Aktivitäten, deren Zentrum „unser“ Haus war.

Die Soldaten bekamen ihr Hauptquartier in der Schule, die ohnehin geschlossen wurde. Offenbar war, zumindest in der ersten Zeit, noch gut für ihre Verpflegung gesorgt, denn aus ihrer Küche landete einiges in den Mägen der vielen kleinen Kinder in unserem Haus. Sie hatten auch ein kleines Lazarett und konnten bei der medizinischen Versorgung des überfüllten Dorfes helfen.

Viel wichtiger schien mir, dass einige der Soldaten zusammen mit ein paar Flüchtlingen anfangen, ihre künstlerischen Talente zu entfalten. Da war ein Operntenor aus Wuppertal, der jeden Tag stundenlang für meine Ohren „schmalzige“ Lieder übte. Da war ein Pianist, der spätere Filmkomponist Hans Pösgger, der meiner Tante Rosemarie Klavierstunden gab. Ich fand das erstaunlich, weil die Tante schon sehr gut Klavier spielen konnte und sich ihrerseits vergeblich bemühte, mich in dieser Kunst zu unterweisen. Pösggers Schwester, als Flüchtling in Osten gelandet, war Ballett-Tänzerin und wohnte mit ihrem in wilde bunte Lumpen gekleideten Söhnchen in einem Gartenhaus. Sie unterrichtete Kinder in Gymnastik und machte kleine Aufführungen. In meiner Erinnerung ist diese Szene: sie tanzte die Prinzessin im „Froschkönig“, hatte ein weißes Kleid an und spielte mit einem goldenen Ball – woher hatte sie diese Requisiten gezaubert? Es war ein warmer Abend im sommerlichen Garten.

Auch ein Maler war da, ein Restaurator aus einem Düsseldorfer Museum. Er wohnte bei der Frau eines noch nicht heimgekehrten Ostener Malers in einem malerischen Haus am Deich und bemalte für meine kleine Schwester eine Puppenwiege aus Holz, weil meine Schwester ihn an seine kleine Tochter erinnerte.

Hin und wieder haben sich Leute getroffen, um handgeschriebene Literatur auszutauschen und zu lesen, Texte, die bis dahin verboten waren, Gedichte, die auf heimlichen Zettelchen auch im Fluchtgepäck meiner Mutter gewesen waren und die jetzt endlich offen weiter gegeben werden konnten, wenn sie auch immer noch mit der Hand abgeschrieben werden mussten. Leider weiß ich darüber nichts Genaueres, weil ich davon noch nichts verstand und weil diese Aktivitäten weniger spektakulär waren. Ich kann nicht einmal Namen nennen, außer dem des katholischen Schriftstellers Reinhold Schneider. Ich stelle mir vor, dass es auch auf diesem Gebiet lebhaft zugegangen ist. Dass auch auf diese leise Art die Befreiung und der Frieden gefeiert worden sind, hat sich auch mir vermittelt.

Mit uns Kindern wurde in diesem Sommer auch einiges veranstaltet. Deutlicher als an die Gymnastikstunden bei der Tänzerin erinnere ich mich an Turnstunden bei einer vertrockneten früheren Lehrerin meiner Mutter und meiner Tanten. Vier oder fünf Kinder mussten sich der Größe nach aufstellen und – „Brust raus, Bauch rein!“ nach militärischen Kommandos komische Verrenkungen machen. Dieselbe Lehrerin ließ uns Spruchkarten und Lesezeichen malen. In gotischer Schrift schrieben wir unter gepresste aufgeklebte Blätter „Dennoch!“ und ähnliche Weisheiten.

Das alles fand im Garten statt, bei Regen wohl auch in den Räumen des Alten Pfarrhauses.

Dort gab es auch einen ehemaligen Konfirmandensaal, damals noch unbewohnt, darin richtete meine Tante Luise Bedürftig, Studienassessorin für Religion, Latein und Geschichte, in diesem Sommer eine Schule ein. Sie unterrichtete etwa zehn Kinder aus zwei oder drei Jahrgängen. Ich gehörte zu ihren jüngsten Schülerinnen. Unser Star war die älteste Schülerin Therese, ein Grafenkind irgendwoher aus dem Osten, die mit ihrer Familie bei einer einheimischen Grafenfamilie im Schloss eines Nachbardorfes untergebracht war. Thereses Bruder war auch dabei, ein Junge aus einer Familie, die in Hamburg ausgebombt war, und ein paar Ostener Kinder.

Tante Luise hatte eine Tafel gebastelt aus einem Brett, das mit Verdunklungspapier beklebt war. Kreide kam vielleicht aus der Schule. Bücher gab es natürlich nicht, nur ein paar Bleistifte und das seltsamste Papier meines Lebens: aus einem Lager kam eine riesige Menge zusammenfaltbarer grauer Feldpostbriefe. Die gummierten Ränder dieser Blätter waren wegen der hohen Luftfeuchtigkeit zusammengeklebt, es gab also dicke Blöcke, deren Ränder erst mühsam abgesägt werden mussten, bevor das Papier zugänglich war.

Tante Luise unterrichtete uns hauptsächlich in deutscher Grammatik und Rechtschreibung und im Rechnen. Sie baute auf dem auf, was wir schon konnten und ließ uns Schritt für Schritt weiter lernen. Es wird wohl etwas Binnendifferenzierung nötig gewesen sein, das bewältigte sie unauffällig. Wenn ich mich heute an eines der täglichen Rituale erinnere, bin ich leicht schockiert, aber damals war ich begeistert: sie stachelte unseren

Ehrgeiz an, indem sie jeden Morgen nach einem Wettrechnen die Sitzplätze nach dem „Rang“ neu verteilte, so wie es wohl in der Schule unserer Großeltern gewesen sein muss. Dieses Vergnügen konnten wir uns wohl leisten, weil bei den wenigen Schülern das Leistungsgefälle nicht so groß war.

Tante Luise brachte uns auch ein paar Grundkenntnisse in Englisch bei. Niemand wusste, wie das neue Schulsystem sein würde, und solche Kenntnisse konnten nur nützlich sein. Therese erhielt zusätzlich Unterricht in Latein.

Etwas Geschichte und Erdkunde, vielleicht auch Biologie wird wohl auch in unserem Lehrplan gewesen sein. Jedenfalls waren wir von dieser Schule, die ganz auf unsere Lernbedürfnisse ausgerichtet war, begeistert, die Mängel der „Ausstattung“ waren ohne Bedeutung für uns.

Diesem schönen Sommer folgte ein langer, grauer, nasser Winter. Unser Schulzimmer war nicht heizbar oder wurde als Wohnraum gebraucht. Jedenfalls war unsere kleine Schule jetzt heimatlos. Vom Herbst an zog das Grüppchen mit seiner Lehrerin jeden Tag in ein anderes Wohnzimmer oder eine andere Küche, oft den langen Weg nach Altendorf ins Schloss. Die Wohnungen der „einheimischen“ Mitschüler waren meist etwas geräumiger, mit Torf im Ofen gut geheizt, es gab auch manchmal ein Frühstück. Sicher wurde Tante Luise gelegentlich mit Lebensmitteln entlohnt. Eine Mitschülerin war die Tochter eines Bäckers.

Meine Familie, sicher auch andere Flüchtlingsfamilien hatten angefangen, einen gewissen Hochmut zu entwickeln, der sich auch in meinem Kinderköpfchen festgesetzt hatte: wir hielten uns für die „Begabteren“, die „Einheimischen“ galten bei uns als reich, geizig, stur und schwerfällig im Lernen. Wir fühlten uns als „dreckige Flüchtlinge“ diskriminiert, mir hat dieser „Makel“ lebenslänglich unverhältnismäßig großen Respekt vor westdeutschen Hausfrauen eingeflößt. Wir waren nach den Verlusten, die wir erlitten hatten, nicht fähig wahrzunehmen, welche Opfer die anderen bringen mussten. Wir waren in ihren Lebensraum gedrängt worden, hatten ihn zwangsläufig beengt, hatten mit unserer Not Anlass zur Empörung sauberer Hausfrauen gegeben, hatten vielleicht auch wirklich aus dem Osten Deutschlands um Nuancen andere Vorstellungen von Sauberkeit und Ästhetik mitgebracht.

Ich zitiere aus den Notizen meiner Mutter für einen kleinen Vortrag, den sie im Oktober 1946 gehalten haben muss über „Die seelische Notlage des Flüchtlings aus Ostdeutschland“:

„...Noch dies zur Eigenart der östlichen Heimat: der Boden ist ertragreich, und wir haben keine arme Heimat verloren. Aber der Boden und auch viele Arbeiten sonst stellten harte Anforderungen an die Arbeitskraft des ostdeutschen Menschen. Diese harte Arbeit prägte Gestalten und Gesichter und lässt die Menschen viel armseliger und ungepflegter erscheinen als die Menschen hier. Es blieb auch weniger Zeit für die Pflege der Häuslichkeit oder gar des eigenen Lebens. Darum erscheint der ostdeutsche Mensch nachlässiger. Er hat seine Energie eben in seine harte Arbeit stecken müssen. Vielleicht erklären sich so die östlichen Sauberkeitsbegriffe.

Es wird längere Zeit in Anspruch nehmen, bis der östliche Flüchtling gelernt haben wird, seine Energie anderen Zielen zuzuwenden.

Dazu kommt, dass der Schmerz über höhere Verluste noch nicht still geworden ist

und die Sorgfalt für den Haushalt unterdrückt. Und wenn dies hier in diesem blitzsauber gepflegten Teil Deutschlands durchlebt wird, dann ist klar, dass es zu schlimmen Eindrücken von großer Schlawfrheit des östlichen Menschen kommt, die über den Ernst seiner Lebensauffassung täuschen.“

Dazu kam - offen erst nach Kriegsende - ein Gefühl von moralischer Überlegenheit in meiner Familie: keiner war Nazi gewesen, einige hatten sich, vor allem als Mitglieder der „Bekennenden Kirche“ auf der Seite des Widerstands geföhlt. Ich unterstelle einigen der damals erwachsenen Familienmitglieder, dass sie das ganze Dorf unter Verdacht hatten, auf der anderen Seite gestanden zu haben.

Jedenfalls: unsere Arroganz war Kompensation, aber meine Mutter, meine Großmütter und die vielen Tanten bewiesen ihre „geföhlte Überlegenheit“ durch ungeheure Aktivitäten.

Das erste Nachkriegs-Weihnachten ist mir besonders deutlich in Erinnerung.

Eine Weihnachtsfeier für alle Flüchtlinge wurde in einem Gasthaussaal gestaltet. Da wurden Zutaten für Berge von Weihnachtsplätzchen organisiert, Weihnachtslieder und -texte eingeübt wie für den Weihnachtsgottesdienst im heimischen Schlesien, da wurden vor allem Geschenke für alle Kinder gebastelt, Spielzeug aus Holz-, Papier- und Pappresten bemalt mit allen Farbresten, die irgendwo aufzutreiben waren. Ich erinnere mich, wie abends alle in der „kleinen Küche“, dem wärmsten Raum im Alten Pfarrhaus, beim Schein eines Öllämpchens zusammen saßen und Pläne schmiedeten, während die einzige Weihnachtsgans auf dem Herd brutzelte und ich heimlich kleine Brotstückchen in den Bratensaft tunkte und naschte. Meine Großmutter Gertrude strickte unzählige Kinderhandschuhe aus der Wolle ihrer beiden Schafe. Onkel Hans, der Mann von Tante Christine, der im Sommer aus der Gefangenschaft gekommen war, schnitzte kleine Eisenbahnen aus Holz, und Tante Helga malte wunderschöne winzige Bildchen.

Im Sommer hatte es noch eine Reihe von seltsamen Lebensmittelzuteilungen gegeben. Irgendwelche Lager wurden geräumt, und dann gab es auf einmal riesige Mengen von gefrorenem Schweinefleisch, Butter, Öl und Weizen. Eilig musste die Konservierung dieser kostbaren Lebensmittel organisiert werden.

Das Fleisch wurde eingeweckt, die Butter zu Butterschmalz geschmolzen. Der Weizen lagerte in einem leeren Raum, wo bald die Mäuse keine Scheu mehr vor den Menschen zeigten. Danach gab es kaum noch Nahrungsmittel zu kaufen. An den langen Winterabenden sammelte die Großmutter Pauline alle Kinder um sich, erzählte Märchen, schälte Falläpfel und steckte uns abwechselnd Apfelstückchen in den Mund, so dass wir den Hunger weniger spürten. Irgendwann gab es keine Äpfel mehr. Man erzählte uns, die Bauern brauchten ihre Falläpfel jetzt selbst, um Schnaps zu brennen – Bestätigung für unsere Vorurteile?

Bemerkenswert waren auch die skurrilen Essgefäße, die wir hatten. Aus einem Waffenlager kamen „Glasminen“ in großen Mengen, zweistöckige Schüsseln aus dickem Glas, zwei aufeinander stehende Zylinder, deren oberer einen etwas größeren Durchmesser hatte, also stapelbar. Bis oben gefüllt ergab das etwa den Inhalt von zwei Suppentellern. Diese Gefäße benutzten wir dann auch im folgenden Sommer für das Essen aus der Volksküche, die in einer Turnhalle eingerichtet wurde. Das Essen war dort oft auch für die Hungrigsten kaum genießbar.

Gegen Ende des Winters wurde die öffentliche Schule wieder geöffnet. Der Beginn des Schuljahrs wurde für die nächsten Jahrzehnte auf Ostern verschoben. Ich saß wieder in derselben Klasse bei demselben Lehrer, durfte aber vom 3. ins 4. Schuljahr aufrücken.

Jetzt musste also bald die Entscheidung für eine weiter führende Schule getroffen werden. In Stade, 25 km entfernt, mit dem Zug vom Bahnhof Basbeck-Osten erreichbar, gab es höhere Schulen: das Atheneum, ein humanistisches Gymnasium für Jungen, und eine Oberschule für

Mädchen. Meine Eltern hatten sich gewünscht, dass ich ein humanistisches Gymnasium besuchen sollte, und ich hatte mir diesen Wunsch zu eigen gemacht. Es gelang meiner Mutter, mich im Atheneum anzumelden, zunächst zur Aufnahmeprüfung.

Im März fuhren wir im offenen Güterwagen nach Stade. Ein paar Stunden saß ich in einem für mein Gefühl riesigen Schulzimmer zwischen 70 kleinen Jungen und schrieb mein Diktat und meine Rechenarbeit. In der Pause stand ich etwas ängstlich an einen Baum gelehnt und löffelte mein Luxusfrühstück: Pudding aus einem Marmeladenglas. Der Aufsicht führende Lehrer fragte unfreundlich, was ich hier zu suchen hätte, das sei eine Schule für Jungen! Altklug und tapfer gab ich Auskunft.

Es sollte mein einziger Tag im Atheneum bleiben. Bis nach den Osterferien wurden große Pläne verwirklicht, die auch mich betrafen. Ich weiß nicht, woher die Idee kam, in Warstade eine Filiale für die Unterstufe der höheren Schulen in Stade zu gründen. Sie sollte vielen Kindern den weiten Weg mit der damals noch nicht voll funktionierenden Eisenbahn ersparen. Ohnehin war als erste Fremdsprache von der Militärregierung für alle Schulen Englisch angeordnet worden. Für die neue Schule wurden Lehrer gesucht, die nicht durch die Vergangenheit belastet waren. Dr. Peters, ein Dozent an der pädagogischen Hochschule in Hamburg, hatte von meiner Tante Luise Bedürftig gehört. Er nahm Kontakt mit ihr auf und wollte mit ihr zusammen das Projekt in Warstade anfangen. Er selbst wurde – falls ich mich richtig erinnere – von der Militärbehörde nicht als Verhandlungspartner akzeptiert. Aber Tante Luise hatte schon eine Stelle im Gymnasium in Ratingen bei Düsseldorf angenommen. Wie weit sie noch an den Verhandlungen mit den Behörden beteiligt war, weiß ich nicht. Jedenfalls hat meine Mutter dann sehr energisch eingegriffen. Dr. Peters war für Deutsch und Englisch zuständig. Dringend gebraucht wurde ein Naturwissenschaftler. Diese Rolle übernahm schließlich mein Onkel Hans Ullrich, der Mann von Mutters Schwester Christine. Er war Diplomingenieur für Maschinenbau. Das garantierte seine Qualifikation für Mathematik. Er musste aber auch Biologie und Erdkunde unterrichten. Der einzige Lehrer mit Schulerfahrung war Herr Finke, ein älterer Herr aus Sachsen, Studienrat oder Mittelschullehrer. Er unterrichtete Deutsch, Musik und Religion.

Der Schulbetrieb für die drei untersten Klassen fing also nach den Osterferien 1946 an. In den ersten Wochen wurde Onkel Hans noch durch meine Mutter vertreten. Dann wurde er mein Klassenlehrer. Der Unterricht fand in Räumen des Gemeindehauses der evangelischen Gemeinde Warstade statt.

Gut 4 km ist Warstade von Osten entfernt. Die Kinder aus Osten mussten zuerst mit der elektrischen Schwebefähre über den Fluss, dann

die Landstraße über Basbeck nach Warstade gehen. Das dauerte etwa eine Stunde, und ich zumindest empfand diesen Schulweg als schwere Last. Selten nahm uns ein Pferdewagen ein Stück mit. Onkel Hans mit seinen langen Beinen überholte uns unterwegs, obwohl er eine Fähre später genommen hatte. Jeden Tag ärgerte ich mich darüber. Bei schlechtem Wetter war es manchmal ganz schrecklich. Einmal hat es so geregnet, dass wir, am anderen Ufer der Oste angekommen, lange in einer Hütte warteten, bis wir es schließlich aufgaben, in die Schule zu gehen.

Ich bekam ein Privileg: ich durfte in der Pause bei der Frau des Pfarrers frühstücken. Meine Mutter hätte dieses Angebot sicher nicht angenommen, wenn unsere Ernährung nicht inzwischen ein echtes Problem gewesen wäre.

In meiner Klasse war ich mit einigen Mädchen aus Tante Luises Privatschule zusammen geblieben. In Stade wäre ich von ihnen getrennt worden. So behielt ich Freundinnen für die langen Wege und für die Nachmittage in Osten.

Womit wir gelernt haben? Natürlich gab es keine Schulbücher. Herr Dr. Peters hatte es fertig gebracht, Texte aus einem Englisch-Buch mit Wachsmatrizen zu vervielfältigen. So bekamen wir in Einzellieferungen die Seiten für ein kleines Buch, das wir mit den verfügbaren Mitteln mehr oder weniger gut zusammen fügten. Meine Mutter versuchte es mit Klebstreifen und schwärmte von Ringbüchern, die es vor dem Krieg gegeben habe.

Unterrichtsinhalte? Ein paar Einzelheiten tauchen aus der Erinnerung auf:

Längsschnitt durch eine Tulpenblüte zeichnen; Definition des Begriffs „Horizont“; das „Riesenspielzeug“; ich werde gelobt, weil ich als einzige s-t und s-p korrekt ausspreche, das tut sonst nicht einmal der Lehrer; Deklinations- und Konjugationsübungen; in Religion ein Text – von der Tafel abzuschreiben – „Die Bibel ist das Buch der Bücher...“; ein schauerlich sentimentales Lied, das nicht im Gesangbuch steht, „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh?“

Vor den Sommer- und vor den Weihnachtsferien gab es Zeugnisse. Ich war sehr stolz darauf, dass ich beim ersten Mal wie die Jungen ein Formular vom Atheneum bekam. Ein bisschen enttäuscht war ich ja immer noch, dass ich diese edle Schule nicht besuchen konnte. An Stelle der Kopfnoten hatte sich das kleine Kollegium schmeichelhafte Formulierungen ausgedacht.

Die Zeugnisformulare stammten noch aus der Nazi-Zeit.

Im Februar 1947 bekam meine Mutter eine Stelle als Pfarrvikarin in Velbert im Rheinland – nahe bei Ratingen, wo sich Tante Luise mit Großmutter Pauline niedergelassen hatte. Ich durfte schon nach den Weihnachtsferien mit nach Ratingen fahren und noch einmal ein paar Wochen Privatunterricht bei Tante Luise nehmen. Sie fing an, mich in Latein zu unterrichten, weil wir hofften, dass ich in Velbert ein altsprachliches Gymnasium besuchen könnte. Aber auch dieses Mal wurde nichts daraus, ich musste dort in die „Studienanstalt für Mädchen“ gehen – Latein gab es dann erst als dritte Fremdsprache.

Meine Schulzeit in Warstade war vor den Weihnachtsferien zuende. Ich habe mich dort wohl gefühlt. Die Freundlichkeit und der Humor unserer Lehrer, ihre Verwunderung darüber, wo sie gelandet waren – besonders stark bei Onkel Hans, der es sich nie hatte träumen lassen, einmal Lehrer zu sein -, ihr Improvisationstalent hielten diese Unternehmung frei von pathetischem Ernst und ließen uns angstfrei lernen. Belastend waren nur die äußeren Bedingungen.

Dreißig Jahre später, als ich längst selbst Grundschullehrerin war, hatte ich eine Praktikantin, die das „erwachsene“ Gymnasium in Warstade besucht hatte.

Frankfurt am Main  
im Herbst 2005